Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 19. 1892.

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Hm! Sie sind also ganz sicher, verehrter Herr Graf, daß dieser Check ordnungsmäßig ausgestellt ist?“ fragte Kreuzkamp. „Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich noch niemals ein ähnliches Geschäft gemacht habe.“

In den schwarzen Augen des Grafen blitzte es eigenthümlich freudig auf, aber der Ton seiner Worte war sehr gleichmüthig, als er erwiederte: „Wenn Sie auch nur das geringste Mißtrauen hegen, mein Lieber, so ist die Sache selbstverständlich abgethan. Reden wir nicht weiter darüber!“

Er streckte die zierliche, mit mehreren blitzenden Ringen geschmückte Hand über den Tisch hinweg, wie wenn er den Check wieder in Empfang nehmen wollte. Aber Herr Kreuzkamp machte eine abwehrende und beschwörende Bewegung.

„Nicht doch! Sie haben meine Frage durchaus falsch verstanden. Ich denke gar nicht daran, Ihnen zu mißtrauen, und ich hatte nur die Möglichkeit eines Formfehlers oder dergleichen im Auge. Aber Ihre einfache Versicherung genügt mir, genügt mir vollständig, mein theurer Herr Graf! Ich fürchte einzig, daß es mir sehr schwer werden wird, eine so beträchtliche Summe noch heute flüssig zu machen.“

„Es thut mir leid, daß ich darauf beharren muß. Aber es trägt vielleicht dazu bei, Ihre Bedenklichkeiten abzuschwächen, wenn ich Ihnen sage, daß es mir auf einen kleinen Verlust bei dem Geschäft nicht ankommt. Ist das Geld vor morgen früh in meinem Besitz, so mögen Sie sich meinetwegen tausend Mark von dem Betrage für Ihre Bemühungen in Abzug bringen.“

„Tausend Mark? Hm! Sie werden mir glauben, daß ich nicht Willens bin, ein Wuchergeschäft zu machen. Wenn ich selber das Geld zur Verfügung hätte, würde von einem Abzuge natürlich gar nicht die Rede sein können. Ich thäte es dann einfach aus Freundschaft, und wir brauchten kein Wort weiter über die ganze Sache zu verlieren. Aber ich bin leider nicht im Besitz so bedeutender Summen; ich werde mich an einen meiner Geschäftsfreunde wenden müssen, und da weiß ich in der That nicht, ob ein Abzug von tausend Mark in dieser geldknappen Zeit als eine genügende Entschädigung erscheinen wird für —“

Graf Ramin unterbrach ihn mit einer unnachahmlichen vornehmen Handbewegung.

„Sagen wir meinetwegen fünfzehnhundert oder auch zweitausend. Was kümmert mich am Ende eine solche Bagatelle!“

Kreuzkamp nickte zustimmend.

„Sie haben Recht! Wozu sollen wir noch weiter darüber reden? Sie überlassen es mir, Ihnen das Geld um jeden Preis noch heute zu verschaffen, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich dabei Ihren Vortheil genau so wahrnehmen werde, wie wenn es sich um meinen eigenen handelte. — Aber Sie trinken ja gar nicht, Herr Graf. Auf Ihre Gesundheit!“

„Ich danke. Sie werden also die Güte haben, mir den Check einstweilen zurückzugeben.“

„Legen Sie darauf ein so großes Gewicht? Es würde mir, offen gestanden, die Beschaffung des Geldes wesentlich erleichtern, wenn ich die Anweisung behalten dürfte. Natürlich würde ich Ihnen einstweilen eine entsprechende Bescheinigung aushändigen.“

Lächelnd schüttelte der Graf sein dunkellockiges Haupt.

„Nein, mein Bester. Ich lege zwar, wie Sie mehrfach zu Ihrem Vortheil erfahren haben, auf Kleinigkeiten kein Gewicht; aber ich höre damit doch nicht ganz auf, Geschäftsmann zu sein. Eine Anweisung wie diese pflegt man nur gegen bares Geld aus der Hand zu geben, und so wenig Sie jemals geneigt sein würden, mir ein Darlehen ohne vollständige Sicherheit zu gewähren, so wenig dürfen Sie etwas ähnliches von mir erwarten.“

Die kühle Zurückweisung stimmte sehr wenig zu dem ausgesprochen freundschaftlichen, ja vertraulichen Tone, welchen Herr Kreuzkamp seinem Besucher gegenüber mit so großer Beharrlichkeit festhielt; aber es war eben allem Anschein nach sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, den Besitzer von Gollnow zu einer Aeußerung gereizter Empfindlichkeit zu veranlassen,

Das interessante Journal. (S. 148)

„Ganz wie Sie wollen, mein verehrter Herr Graf," sagte er gelassen, indem er ihm den sorgfältig zusammengelegten Check über den Tisch hinweg reichte. „Da drüben in Peru traut wahrscheinlich Einer dem Anderen nicht über den Weg, und ich habe mir erzählen lassen, daß dort ein Bankier nicht anders als mit dem Revolver in der Tasche mit seinen Kunden verkehren könne."

„Die Leute sind da nicht schlimmere Gauner als hier, mein werther Herr Kreuzkamp; aber man würde freilich Manchen mit einem gut gezielten Revolverschuß unschädlich machen, der hier ungestraft sein räuberisches Handwerk betreiben darf. Andere Länder, andere Sitten! Schließlich ist es doch wohl am besten, daß Sie gerade hier Ihren Wohnsitz genommen haben."

„Ausgezeichnet!" lachte der Andere; aber er rückte dabei doch mit seinem Stuhle wie Einer, dem nicht ganz behaglich zu Muthe ist. „Uebrigens wird es am besten sein, wenn wir unser Geschäft heute Abend auf dem Feste meines Freundes Armbrecht in's Reine bringen. Sie werden doch selbstverständlich kommen?"

„Da Sie es mir so sehr an's Herz gelegt haben, meinetwegen!" meinte der Graf nachlässig. „Obwohl ich mir von dieser Art ländlicher Geselligkeit wahrhaftig sehr wenig Vergnügen verspreche."

„O, ich bin überzeugt, daß Sie morgen aus einer anderen Tonart singen werden. Alles, was die Gegend an vornehmen und bedeutenden Namen aufzuweisen hat, wird heute Abend auf Schloß Schönheide vertreten sein, und selbst wenn Ihnen diese auserlesene Gesellschaft noch nicht interessant genug sein sollte, ist da für einen Magneten gesorgt, der Sie nicht so bald loslassen wird. Fräulein Hertha Armbrecht und Sie — Blitz und Hagel, Sie würden nicht das übelste von den Brautpaaren sein, die ich in meinem Leben gesehen habe!"

„Sie sind spaßhaft, mein Lieber! Am Ende verloben Sie mich schon im Geiste mit einer Dame, die ich noch niemals gesehen habe. Aber Sie werden mir glauben, daß ich ein wenig wählerisch bin in diesem Punkte."

„Warum sollten Sie es auch nicht sein? Wenn man eine Grafenkrone als Kaufpreis zu bieten hat, darf man sich die Waare schon von allen Seiten ansehen, ehe man sie nimmt. Diese aber, mein Ehrenwort darauf, kann jede Prüfung vertragen."

„Sie haben eine allerliebste Art, eine solche Sache zu betrachten. Aber, um des Scherzes halber auf Ihren Ton einzugehen: ist denn das Vermögen des Herrn Armbrecht wirklich eine Grafenkrone werth?"

„Ohne auch nur einen einzigen Blick in sein Hauptbuch zu werfen, nähme ich ihn mit allen Aktiven und Passiven auf der Stelle für vier Millionen Mark, und ich wäre sicher, noch ein recht gutes Geschäft dabei zu machen."

„So? Und die junge Dame ist hübsch?"

„Eine vollkommene Schönheit!"

„Wie alt?"

„Ich schätze sie auf achtzehn oder neunzehn Jahre."

„Und da glauben Sie im Ernste, daß sie noch zu haben sein sollte? Sind die heirathsfähigen Männer in Deutschland so schwerfällig, daß sie eine Erbin von Millionen unvermählt neunzehn Jahre alt werden lassen?"

„An Schmetterlingen und anderen Insekten, welche von dieser Flamme angezogen wurden, hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber sie haben sich meines Wissens Alle miteinander sehr kläglich die Flügel verbrannt. Fräulein Hertha scheint ihren eigenen Geschmack zu haben, und Armbrecht sieht sich seine Leute an. Ich glaube nicht, daß Sie erst einen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen haben würden."

Graf Ramin erhob sich, ohne zuvor den Weinrest auszutrinken, der noch in seinem Glase blinkte.

„Pah, wer spricht von mir!" sagte er. „Es war ein Scherz, denn ich denke vorläufig nicht entfernt daran, meine goldene Freiheit aufzugeben. Auf heute Abend also! Sie werden das Geld bestimmt mitbringen?"

„Gewiß. Ein paar ruhige Minuten und ein stilles Plätzchen werden sich ja wohl in all' dem Trubel finden lassen, um die Angelegenheit zu erledigen. Und todtschlagen wird mich ja unterwegs auch Niemand, um mich meiner Schätze zu berauben."

Graf Ramin hatte eine Bewegung gemacht, wie wenn er Kreuzkamp zum Abschied die Hand entgegenstrecken wollte. Bei dessen letzten Worten aber ließ er plötzlich den Arm sinken, als hätte ihm Jemand einen Schlag auf denselben versetzt.

„Ihr ungeschickter Bursche da draußen macht meinen Hengst nervös," sagte er hastig. „Es wird hohe Zeit, daß ich das Thier aus seinen Fäusten befreie. Guten Morgen!"

„Ich habe die Ehre, Herr Graf. Auf Wiedersehen — auf fröhliches Wiedersehen bei Armbrecht's Champagner."

Mit wiederholten Verbeugungen geleitete er seinen vornehmen Gast hinaus und stand noch immer in etwas gekrümmter Haltung da, als der feurige Gradityer bereits, weit ausgreifend, das Hofthor hinter sich hatte. Dann kehrte er in das Erdgeschoß des Herrenhauses zurück und öffnete die Thüre eines kleinen, schmalen Gemaches, welches unmittelbar an sein Arbeitszimmer stieß.

Dort saß an einem mit Geschäftsbüchern, Schriftstücken und Tintenflecken bedeckten Tische ein dürftig aussehender, weißhaariger Mann.

„Haben Sie etwas gehört, Wendland?" fragte Kreuzkamp, indem er ein Schlüsselbund aus der Tasche zog und sich anschickte, die stahlgepanzerte Thür des eisernen Geldschrankes zu öffnen, welcher in die Wand des Zimmers eingelassen war.

„Kein Wort, Herr Kreuzkamp!" versicherte der Andere mit einer greisenhaften und beständig wie in nervöser Erregung zitternder Stimme. „Sie hatten mir ja nicht das Zeichen zum Horchen gegeben."

„Ich hatte es vergessen, aber es macht nichts. Notiren Sie nur vorläufig: der Graf Ramin erhält heute Abend gegen einen Check, lautend auf die Bank von England über achtzehnhundert Pfund Sterling, die Summe von dreiunddreißigtausend Mark bar ausgezahlt."

Kreischend flog die Feder des alten Mannes über das Papier. Aber als er an die Aufzeichnung des Betrages gekommen war, hielt er zaudernd inne.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Kreuzkamp; aber ist das vielleicht ein Irrthum? Achtzehnhundert Pfund Sterling sind sechsunddreißigtausend siebenhundert Mark."

„Schreiben Sie gefälligst dreiunddreißig!" wiederholte Kreuzkamp mit Nachdruck. „Ich kann rechnen."

Der Buchhalter gehorchte, und der Besitzer von Gollnow zählte, die Spitzen seiner Finger mit der Zunge netzend, ein Häuflein von Kassenscheinen ab, welches er in einen Briefumschlag und mit diesem in eine umfangreiche lederne Brieftasche steckte. Die letztere verwahrte er dann wieder in dem eisernen Geldschranke und verschloß mit aller Umständlichkeit die gepanzerte Thür.

„Nehmen Sie übrigens demnächst Ihre fünf Sinne ein wenig zusammen, Wendland," meinte er, „um mir noch einmal erzählen zu können, wie sich damals die Geschichte mit Armbrecht und Dörenberg verhielt. Ich werde vielleicht in Kurzem Ihr Zeugniß brauchen."

Erschrocken drehte der Alte den Kopf, und seine Stimme klang noch dünner und zitternder, als er fragte: „Doch nicht vor Gericht, Herr Kreuzkamp?"

„Vielleicht auch vor Gericht, je nachdem die Umstände es erfordern. Und ich rathe Ihnen, mich nicht etwa im Stich lassen zu wollen. Sie erinnern sich hoffentlich noch unserer Abmachung, mein Lieber!"

Er ging hinaus, während der Buchhalter wie in heller Verzweiflung mit seinen knochigen Händen durch das weiße Haar fuhr und leise stöhnte, als würde er von heftigen körperlichen Schmerzen gepeinigt.

— — — — — — — — — —

Vor einer kleinen, aber sehr schmucken und anmuthigen Villa, welche ganz vereinzelt an der nach der Kreisstadt führenden Landstraße lag, sprang der Graf Ramin nach scharfem Ritt von seinem erhitzten Pferde. Ein baumlanger, dünnbeiniger Mensch in weißledernen Reithosen und gestrickter Stalljacke kam ohne sonderliche Eilfertigkeit aus dem Garten, um seinem Gebieter behilflich zu sein.

„Wenn Sie den ‚Perseus' so in Schweiß bringen, richten Sie ihn zu Grunde," meinte er verdrießlich, mit der Hand über den Hals des schnaubenden Hengstes streichend. „Nach einer solchen Anstrengung wird er sich nachher schlecht genug ausnehmen, und Markus müßte nicht einer der geriebensten Pferdehändler sein, wenn er sich das nicht zu Nutze machte, um auf den Preis zu drücken."

„Machen Sie sich darum keine Sorge, Duffek, und schicken Sie den Gauner, den Markus, nur getrost wieder fort, wenn er sich heute Nachmittag meldet. Wir werden den Hengst noch nicht verkaufen."

Der Reitknecht wandte dem Grafen sein unangenehmes, raubvogelartiges Gesicht, das namentlich durch ein Paar ungeheurer, weit abstehender Ohren entstellt wurde, mit einer Miene lebhaftesten Erstaunens zu.

„Also wird noch nichts daraus, daß wir morgen reisen? Hat er das Geld nicht hergegeben?"

„Er gibt es; aber wir werden, wie ich hoffe, trotzdem ruhig hier bleiben können. Sorgen Sie für das Pferd und lassen Sie sich dann bei mir sehen. Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Duffek nickte kurz und führte den Hengst hinweg, während der Graf sich in das Innere des Landhauses begab.

Er hatte dasselbe mit seiner vollständigen Einrichtung gemiethet, und er konnte sich kaum ein eleganteres und behaglicheres Heim wünschen, als er es da gefunden hatte. Ein hübsches Stubenmädchen knixte mit koketter Bescheidenheit, als er durch eines der Vorzimmer schritt; aber Graf Ramin schien heute wenig Aufmerksamkeit für derartige Dinge zu haben. Er beachtete das Mädchen gar nicht, und ging, als er sein Studirzimmer erreicht hatte, mit lebhaften Schritten in unverkennbar sehr eifrigem Nachdenken auf und nieder, bis ihm ein Klopfen an der Thür des Gemaches verrieth, daß Duffek den empfangenen Befehl nicht vergessen habe. Ohne erst seine wollene Stalljacke abzulegen, war der Reitknecht herauf gekommen, und nun blieb er, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, breitbeinig an der Schwelle stehen.

„Sie kennen die Landstraßen und Wege der Umgebung ganz genau, Duffek?" fragte der Graf, seine Stimme zu einem vorsichtigen Flüstern dämpfend und dicht vor den Diener hintretend. „Kann ich mich in dieser Beziehung auf Ihr gutes Gedächtniß verlassen?"

„Unbedingt! Wenn man sich sechzehn Jahre lang da herumgetrieben hat, soll man doch wohl Bescheid wissen."

„Nun wohl! Wo trifft der Weg von Gollnow nach Schönheide mit der Landstraße zusammen, welche ich passiren muß, um von hier nach Schloß Schönheide zu gelangen?"

Der Reitknecht trat an den reichgeschnitzten Schreibtisch, zog ein Stück Kreide aus der Tasche seiner Jacke und begann ohne viele Umstände eine Art von Situationsplan auf die mit grünem Tuch überzogene Platte zu zeichnen.

„Hier dieser Punkt bedeutet Schloß Schönheide," erklärte er. „Da drüben liegt das Herrenhaus von Gollnow — denn das haben Sie doch wohl im Sinne — und hier unsere Villa. Angenommen, daß Sie zugleich mit Herrn Kreuzkamp Schönheide verlassen, können Sie das Vergnügen haben, bis an das große Moor seine angenehme Gesellschaft zu genießen. Dort theilt sich die Straße, und während die eine in beinahe gerader Linie hierher führt, geht die andere in sehr weitem Bogen am Rande des Moors entlang und an dem sogenannten Moorhofe vorüber nach Gollnow. Sie beschreibt des sumpfigen Bodens wegen einen ganz gewaltigen Umweg, und wenn es möglich wäre, das Moor zu Pferde zu passiren, könnte Herr Kreuzkamp jedesmal etwa Dreiviertelstunden sparen. Die Krümmung ist eine so große, daß ein Fußgänger den Weg von Schönheide nach Gollnow viel schneller machen kann, als der beste Reiter. Er braucht nur auf der nach der Kreisstadt führenden Landstraße zu bleiben und dann gleich hinter dem Wegewärterhäuschen linker Hand quer über das Moor zu gehen, bis er in der Gegend des Moorhofes die Gollnower Straße erreicht. Der Fußpfad ist nicht sehr bequem, aber vollkommen sicher."

„Und gut erkennbar? So daß man ihn im Nothfall auch im Dunkeln, das heißt während der Nacht gehen könnte?"

„Gewiß! Er ist ja an beiden Seiten mit Stangen abgesteckt."

In gespanntester Aufmerksamkeit hatte Graf Ramin der Auseinandersetzung seines Reitknechts gelauscht, die rohe Zeichnung auf der grünen Tuchplatte mit funkelnden Augen verfolgend. Seltsame Gedanken schienen hinter seiner hohen, weißen Stirn zu arbeiten.

„Der Moorhof," fragte er nach einer Weile weiter. „Ist das ein Gut?"

„Ja, wenn auch freilich ein sehr kleines. Als ich von hier fortging, war es vollständig heruntergebracht, und der damalige Besitzer führte in dem halb verfallenen Hause ein jämmerliches Leben. Jetzt gehört es einem gewissen Freising, der ein sehr tüchtiger Mensch sein muß, denn als ich neulich vorüberkam, sah ich, daß Alles wieder in einem ganz leidlichen Zustande ist."

„Das interessirt mich nicht! Ich meinte, ob dort mehrere Gebäude in der Nähe der Landstraße liegen und ob sie etwa stark bewohnt sind."

„Nein. Es ist nur ein einziges Haus mit ein paar armseligen Stallungen dahinter. Aber warum wünschen Sie denn das Alles so genau zu wissen?"

„Kümmern Sie sich nicht darum! Aber ich werde freilich auf Sie rechnen müssen, Duffek. Sie werden sich hoffentlich auch diesmal als ein brauchbarer und zuverlässiger Mensch erweisen."

Der Reitknecht zuckte mit den Achseln.

„Ziehen wir denn nicht an einem Strange? Ich denke, wir müßten wohl zusammenhalten, auch wenn wir keine Lust mehr dazu hätten."

„Und haben Sie etwa die Lust bereits verloren?"

„Nein. Es gefällt mir vorläufig ganz gut. Sie sind ein Herr, mit dem sich's wohl leben läßt."

„Und wenn das Unternehmen gelingt, das ich jetzt vorhabe, werden wir nicht nur unser gegenwärtiges behagliches Dasein noch eine gute Weile fortsetzen können, sondern es werden sich dann vielleicht auch Dinge ereignen, die uns für immer aller Sorge überheben. Lassen Sie mich jetzt allein; denn ehe ich Ihnen die erforderlichen Anweisungen für Ihr Verhalten gebe, muß ich mir die Sache selber durch den Kopf gehen lassen. Dem Pferdehändler Markus mögen Sie sagen, daß ich mir die Geschichte mit dem Verkaufe anders überlegt habe und den Hengst vorläufig zu behalten wünsche. Und auch sonst müssen Sie mir für heute unbedingt alle Besucher vom Halse halten."

„Es soll geschehen," meinte Duffek in seiner lässigen Art. „Ich kann ja sagen, der Herr Graf hätte einen größeren Ausflug unternommen, oder Sie befänden sich nicht ganz wohl."

Er ging aus dem Zimmer, doch eine Minute später steckte er den Kopf noch einmal durch die halbgeöffnete Thür.

„Damit Sie nicht etwa glauben, es hätte Sie Jemand bestohlen: ich habe mir eine Handvoll von Ihren Cigarren genommen. Die meinigen waren mir leider ausgegangen."

„Unverschämter Bursche!" stieß Graf Ramin zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor; aber er sagte es vorsichtigerweise so leise, daß Duffek es nicht vernehmen konnte. Mit einer Handbewegung und einem Kopfnicken verabschiedete er den Reitknecht, um sich ungestört der Erwägung des großen Planes hinzugeben, der in seinem Haupte reifte und von dem er sich so bedeutsame Wirkungen auf seine Zukunft versprach.

5.

Die Hoffnung Armbrecht's, daß seine vornehme ländliche Nachbarschaft ihn als den Besitzer des Rittergutes Schönheide ganz wie Ihresgleichen behandeln würde, schien in der That zu einem großen Theile in Erfüllung zu gehen. Selbst in den glänzendsten Zeiten seiner einstigen aristokratischen Besitzer hatte das Schloß kaum je eine so erlesene Gesellschaft in seinen Mauern beherbergt, als bei dem heutigen Feste des reichen Spekulanten. Frau Armbrecht, welche in ihrer prächtigen Seidenrobe womöglich noch unglücklicher aussah als sonst, hatte die Ehre, von dem Landrathe des Kreises zur Tafel geführt zu werden, und die schmucken Uniformen der Dragoneroffiziere waren ziemlich zahlreich zwischen den schwarzen Gesellschaftsanzügen vertreten. Im Schmucke zweier blinkender Ordensauszeichnungen, deren absonderliche Form freilich den außereuropäischen Ursprung leicht errathen ließ, machte der Schloßherr in durchaus sicherer und weltmännischer Weise die Honneurs seines Hauses, mit einem selbstbewußten Lächeln all' die Komplimente in Empfang nehmend, welche man ihm über die glänzende Umgestaltung des Schlosses und über das prächtige Arrangement des gelungenen Sommerfestes machte. Er ließ es gegen keinen seiner Gäste an der gebotenen Höflichkeit und Rücksichtnahme fehlen; aber er zeichnete doch keinen von ihnen in gleich auffallender Weise aus, wie den Grafen Ramin, welcher als einer der Letzten auf seinem feurigen Gradițer Hengste vor das Schloß gesprengt war.

Den meisten Festtheilnehmern war der Graf eine völlig neue Erscheinung. Sein eigenartiges, bestechendes Aeußere im Vereine mit dem klingenden Namen machten es unmöglich, ihn zu übersehen; und namentlich die Damen waren es, die ihm sogleich ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu Theil werden ließen. Ohne daß man hätte angeben können, von wem sie zuerst erzählt worden sei, ging im Flüsterton die Geschichte seiner bewegten Vergangenheit und namentlich diejenige seiner heldenmüthigen Vergeltungsthat an dem Empörer und Diktator Gutierrez von Mund zu Mund. Aus Interesse für die kriegerischen Ereignisse, die er miterlebt haben sollte, und deren Schilderung sie von ihm erwarteten, suchten einige der Offiziere sogleich seine nähere Bekanntschaft, und der Graf verweilte kaum eine Viertelstunde in der Gesellschaft, als er bereits im eigentlichen Sinne zum Mittelpunkt derselben geworden war.

Auch Hertha Armbrecht schien gleich den meisten anderen jungen Damen ganz unter dem Bann seiner eleganten, ritterlichen Erscheinung und seines gewinnenden Wesens zu stehen. Und das war sicherlich um so erklärlicher, als Graf Ramin gerade ihr vor allen Anderen seine offenkundigen Huldigungen darbrachte. Schon bei seinem Eintritte in die Festräume hatte Hertha in ihrem duftigen, nur mit frischen Blumen geschmückten weißen Spitzenkleide als die schönste unter allen anwesenden Damen seinen scharf umherspähenden Blick auf sich gezogen, und als er dann bei der Vorstellung erfahren, daß es die Tochter des Gastgebers sei, welche er in ihr vor sich habe, da hätte ein aufmerksamer Beobachter leicht ein blitzartiges triumphirendes Aufleuchten auf dem Grunde seiner dunklen Augen wahrnehmen können, die mit fast zudringlicher Beharrlichkeit auf Hertha's Antlitz haften blieben. Von diesem Moment an wußte er es mit ausgesuchtem Geschicke so einzurichten, daß er beständig in ihrer Nähe blieb, und Hertha selbst kam diesem Bestreben vielleicht mehr als auf halbem Wege entgegen.

Der Rittmeister v. Marwitz, der sich bisher sehr eifrig und mit Aufbietung all' seiner liebenswürdigen Eigenschaften um ihre Gunst bemüht hatte, sah sich plötzlich so stark vernachlässigt, daß sein Selbstgefühl empfindlich verletzt wurde, und er sich verstimmt anderen Sternen zuwandte. Hertha aber bemerkte kaum, daß der Kavalier, mit welchem sie vorhin noch so lustig und angelegentlich geplaudert hatte, aus ihrer Umgebung verschwunden war; jedenfalls fühlte sie erst jetzt, wie vollkommen gleichgiltig ihr der Rittmeister sei und wie wenig er sich trotz seiner reckenhaften Erscheinung und seiner kleidsamen Uniform mit dem interessanten russischen Grafen vergleichen lasse, der so geistvoll und lebhaft zu plaudern verstand und der bei aller Freiheit des Tons doch so tadellose und angenehme Umgangsformen zu beobachten wußte.

Hätte Kreuzkamp die Unterhaltung des jungen Paares belauscht und namentlich einen der feurigen Blicke aufgefangen, welche Hertha mehr als einmal leicht erröthen ließen, so würde er unzweifelhaft eine lebhafte Befriedigung über die Gelehrigkeit seines aristokratischen Schützlings empfunden haben. Aber der Besitzer von Gollnow, dem der schwarze Gesellschaftsanzug wahrlich recht schlecht zu Gesicht stand und der sich in seiner ungeschlachten Erscheinung inmitten dieses eleganten Treibens wie ein zufällig hereingeschneites plebejisches Element ausnahm, war vor der Hand vollauf mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Nur wenige Worte hatte er nach seiner Ankunft mit Armbrecht gewechselt, aber dieselben waren bedeutsam genug gewesen.

„Also Sie bringen meine Sache heute in's Reine, lieber Freund?" hatte er ihn gefragt, mit seinen kleinen verkniffenen Aeuglein in der bunten Menge nach einem bestimmten Gegenstande suchend.

„Wenn Sie durchaus darauf bestehen — meinetwegen!" war die etwas unbehagliche Antwort gewesen. „Aber es wäre mir allerdings lieber, wenn Sie auf eine öffentliche Verkündigung des Verlöbnisses gerade vor dieser Gesellschaft freundschaftlich verzichten wollten. Ich fürchte, meine Tochter würde sehr unangenehm davon berührt werden, um so mehr,

als ich bisher noch gar nicht Gelegenheit gefunden habe, ihr eine Mittheilung von der Sache zu machen."

Kreuzkamp hatte ihm zugehört, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ihre Bedenklichkeiten setzen mich in Erstaunen, Verehrtester. Hatten wir denn nicht fest verabredet, daß Sie das frohe Ereigniß während der Tafel bekannt geben sollten? Ich habe sehr triftige Gründe, zu wünschen, daß es gerade in dieser Form geschieht."

„Nun gut — da Sie darauf bestehen, mag es sein!"

„Und Fräulein Helene? Ich sehe sie nirgends."

„Ich muß es Ihnen überlassen, sie zu suchen. Wahrscheinlich hat sie sich ihres Fußes wegen in eines der stilleren Zimmer zurückgezogen."

Ziemlich ungnädig hatte er seinem trefflichen Geschäftsfreunde den Rücken gekehrt, und Kreuzkamp hatte sich in der That ohne Zögern daran gemacht, Helene zu suchen. Aber er hatte sie erst nach geraumer Zeit und wirklich in einem der entlegensten, von dem Treiben der festlichen Gesellschaft kaum berührten Gemächer gefunden.

Zum ersten Male, so lange sie im Hause ihres Oheims verweilte, trug sie heute nicht dieselbe Toilette, wie Hertha Armbrecht. Die schwesterliche Art, sich ganz übereinstimmend zu kleiden, war aus einer beharrlich festgehaltenen Laune Hertha's entsprungen, und Armbrecht hatte niemals etwas Ernstliches dagegen einzuwenden gehabt, weil dadurch ja die großmüthige Gleichstellung, welche die mittellose Helene nach der Meinung der Welt im Armbrecht'schen Hause erfuhr, auch äußerlich sehr bezeichnend dargethan wurde. (Fortsetzung folgt.)

Das interessante Journal.

(Mit Bild auf Seite 145.)

Es muß in der That wohl ein recht interessantes Journal sein, in welches die hübsche junge Dame auf unserem Bilde auf S. 145 sich gerade mit so augenscheinlichem Interesse vertieft. Sie hat nämlich in ihrem Klavierspiel, womit sie sonst am liebsten ihre freie Zeit ausfüllt, sofort eine Pause eintreten lassen, als man ihr das soeben angekommene neueste Heft brachte, um sich ungesäumt der Durchsicht desselben zu widmen. Zunächst betrachtet sie die hübschen Illustrationen, mit denen das Heft geschmückt ist. Dann aber wird sie unzweifelhaft sofort mit der Lektüre der neuesten Romanfortsetzung beginnen, der sie schon mit lebhaftem Verlangen entgegensah.

Das Hospiz Santa Maria auf dem Lukmanier.

Das Hospiz Santa Maria auf dem Lukmanier.

(Mit Abbildung.)

Unter den verschiedenen kunstreichen Hochgebirgsstraßen, welche der Kanton Graubünden aufzuweisen hat, ist der Lukmanier-Paß eine der interessantesten. Die ganze, neun Wegstunden lange Straße ist ein dem starren Felsen abgewonnener Kunstbau. Sie wendet sich von Disentis aus südwärts nach Medels, überschreitet den Vorderrhein und steigt dann durch die Mittelrheinschlucht oder das Medelserthal hin mäßig an. Man passirt verschiedene Orte: Kuraglia, Platta, den Eingang verschiedener malerischer Hochthäler, wie Val Cristallina, dann die ärmlichen Hospize St. Gion, St. Gall und die Hütten der Alp Scheggia (1816 Meter). Die Straße führt dann endlich nach dem Hospiz Santa Maria (siehe unsere obenstehende Ansicht), das gleich den vorhingenannten die Aebte von Disentis für arme Wanderer erbaut haben. Es liegt in einer Höhe von 1842 Meter am westlichen Fuße des Scopi oder Tschupè (3200 Meter), während auf der anderen Seite der Piz Rondadura (3019 Meter) emporragt. Von Santa Maria aus steigt man in einer halben Stunde zu der Paßhöhe des Lukmanier hinan, von wo man in den sonnigen Süden hinunterblickt.

Die Flucht aus den Madelonettes.

Erzählung aus der Schreckenszeit.

Von **J. O. Hansen.**

1. (Nachdruck verboten.)

Die große französische Revolution hatte ihren Höhepunkt erreicht; jene blutige, greuelvolle Periode, welche man später die „Schreckenszeit" nannte, war angebrochen. Die Köpfe vieler tausend Aristokraten und Royalisten wurden abgemäht von der rastlosen Guillotine unter dem Jubel des entmenschten Pöbels und seiner verblendeten Führer. Alle Tage gab es frischen Nachschub aus den überfüllten Gefängnissen.

Die vorhandenen Kerker reichten seit lange nicht mehr aus, um die Menge der Verhaf-

Humoristisches: Neu entdeckte Baumarten.

Der Schlagbaum: Früher bei uns in Deutschland in Unmasse vorkommend, ist jetzt beinahe ausgerottet; er hat einen vierkantigen astlosen Stamm, verbreitet deshalb wenig Schatten. Seine größte Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sich sein Wipfel Nachts meist zur Erde neigt und so ein unangenehmes Hinderniß für Reiter und Fuhrwerke bildet.

Der Mastbaum: Eine Wasserpflanze, erreicht oft eine sehr beträchtliche Höhe, kommt meist in Gruppen zu zweien und dreien, seltener einzeln vor, ein heftiger Sturm bricht mitunter die schönsten Exemplare entzwei.

Der Hebebaum: Kurzer Stamm, wurzelt am liebsten unter mächtigen Felsblöcken, welche die Gewalt seiner Wurzeln oft sprengt, sein Holz ist hart.

Der Kletterbaum: Hat eine spiegelglatte astfreie Oberfläche, trägt nur am äußersten Wipfel Blüthen und Früchte, wächst meist einzeln, wird zum Glätten grober Hosenstoffe benützt.

Der Schwebebaum: Wächst eigenthümlicher Weise ganz horizontal, trägt weder Laub noch Früchte, man trifft ihn meist einzeln auf freien Plätzen.

Der Purzelbaum: Der Liebling der Jugend, gedeiht unter allen Himmelsstrichen, doch ist seine Lebensdauer eine denkbar kurze, er bildet gleichsam die Eintagsfliege unter der Pflanzenwelt.

Der Querbaum: Kurzer vierkantiger Stamm, elastisch, kommt oft in Gesellschaft des Schwebebaums vor, soll ein gutes Mittel zur Stärkung der Armmuskeln abgeben.

Der Stammbaum: Ein sehr geschätzter, vielbegehrter Baum, erreicht oft ein hohes Alter, ja man kennt einzelne Exemplare, die schon viele Jahrhunderte überdauert haben.

Der Christbaum: Die kleinste und zierlichste von allen hier beschriebenen Baumarten, nur einmal im Jahre und zwar im Dezember trägt er Früchte, die von den Kindern als Leckerbissen verzehrt werden.

teten zu fassen. Man richtete also andere öffentliche Gebäude zu Gefängnissen ein, so auch das ehemalige Nonnenkloster Les Madelonnettes" in der Straße Fontaine hinter dem Temple. Dieser Kerker bot keinen so unfreundlichen, düsteren Anblick, wie die anderen, denn er lag in einem großen Garten, den einst die Nonnen sorgfältig hatten in Ordnung halten lassen. Nach Austreibung der früheren Bewohnerinnen war derselbe zwar verwahrlost und verwildert, doch noch voll grüner Bäume und Büsche. Die armen Gefangenen konnten den Gesang der Vögel hören, und durch die kleinen vergitterten Fenster drang doch zu ihnen gesunde frische Luft.

In einer engen Zelle dieses ehemaligen Klosters waren drei Edelleute eingekerkert, der Graf v. Chavigny, der Chevalier v. Luynes und der Marquis v. Saint-Geran, Ersterer ein Mann von fünfzig Jahren, die beiden Anderen noch jung, alle drei angeklagt der Theilnahme an einer royalistischen Verschwörung.

Um der unvermeidlichen Verurtheilung durch das blutige Tribunal des fürchterlichen Fouquier-Tinville und somit dem Tode unter dem Fallbeil zu entgehen, dachten sie an Rettung ihres Lebens durch Flucht, und es war hauptsächlich der verwegene Marquis, welcher mit Geschick und Eifer die nöthigen Vorbereitungen dazu traf. Einige kleine englische Feilen und Stahlsägen hatte er, in seiner Stiefelsohle verborgen, in's Gefängniß geschmuggelt. Damit durchsägten die Drei nächtlicher Weile die eisernen Gitterstangen des kleinen Fensters, durch welches man in den Garten gelangen konnte. Wohl war ihnen bekannt, daß nahe dabei eine Schildwache stehe, die unschädlich gemacht werden mußte.

Da wurden sie ganz unvermuthet dem Blutribunal vorgeführt, welches sie zum Tode verdammte. Am folgenden Tage sollten sie mit vielen anderen Verurtheilten geköpft werden. Nun durften sie nicht länger zaudern.

In der Nacht, einer schwülen Augustnacht — als ein heftiges Gewitter tobte, wurde die kühne Flucht in's Werk gesetzt, und zwar in der Mitternachtsstunde. Grelle Blitze zuckten aus dem schwarzen Wolkenhimmel, krachender Donner erschütterte die Luft, der Regen fiel in Strömen zur Erde.

„Jetzt oder nie!" sagte der Marquis. „Ich gehe voran!"

Er kletterte zum Fenster hinauf, riß das Gitter mit kräftigem Ruck heraus, nahm als Waffe eine der eisernen Stangen in die Hand und schlüpfte gewandt durch die Oeffnung. Schwarze Dunkelheit draußen — da zuckte ein Blitz — die Schildwache war unten nicht zu sehen.

„Der Bursche hat sich irgendwo vor dem Regen verkrochen," dachte Saint-Geran. Er hängte sich an das Fenstergesimse und sprang hinab.

Dies verursachte doch einiges Geräusch. Eine dunkle, in einen wassertriefenden Mantel gehüllte Gestalt trat aus einer Mauernische, wo früher die Statue eines Heiligen gestanden hatte und die nun als eine Art Schilderhäuschen diente.

„Halt! Wer da!"

„Gut Freund!" antwortete der unerschrockene Marquis mit gedämpfter Stimme.

„Die Losung!"

„Tod und Teufel!" rief Saint-Geran, der freilich die Parole nicht kennen konnte.

„Steht oder ich schieße Euch nieder!"

Der Gewehrlauf senkte sich gegen die Brust des jungen Edelmanns, der nun mit der wuchtigen Eisenstange zum Hiebe ausholte. Der Posten stieß einen Schrei aus, welcher aber im Donnerkrache verhallte. Er wollte Feuer geben, aber die Waffe versagte, weil das Pulver in der Zündpfanne naß geworden war. Im nächsten Augenblicke traf ein furchtbarer Schlag mit der Eisenstange die Schläfe des Nationalgardisten, so daß er auf der Stelle zu Boden sank.

„Das wäre gethan," murmelte Saint-Geran. „Kommt doch, Chevalier! Eilet, Graf!"

Auch die beiden anderen Flüchtlinge schlüpften durch das Fenster in den Klosterhof.

„Alle Teufel, es kommt Jemand!" flüsterte der Marquis. „Schnell schnell!"

Luynes und Chavigny schlüpften in die Mauernische. Ihr erfindungsreicher Genosse aber ergriff in größter Eile den dreispitzigen Hut und den Mantel des todten Soldaten, bekleidete sich damit und nahm das Gewehr vorschriftsmäßig in den Arm. Es war die höchste Zeit, denn jetzt erschien ein Offizier der Nationalgarde.

„Hundewetter!" sagte er kurz.

„Ja, Bürger Lieutenant!" antwortete der Marquis.

„Neues auf dem Posten?"

„Nein, Bürger Lieutenant!"

„Gut. Seid wachsam!"

Und er wollte ahnungslos vorbeigehen. Doch in diesem Augenblick erhellte ein Blitz die seltsame Scene, und der Offizier erblickte die Gestalten in der Mauernische.

„Ha, was ist das?" rief er. „Wer sind diese Leute? Und wer liegt da? Ist's ein Todter? Hier ist —"

„Du bist selbst des Todes!" sagte der Marquis mit dumpfer Stimme. „Dummkopf, warum bist Du so neugierig?"

Und er stieß das Bajonnet am Gewehre des todten Soldaten dem überraschten Offizier, bevor dieser nach seinem Degen greifen konnte, in die Kehle. Röchelnd stürzte der Lieutenant nieder.

„Das war Nummer zwei," sprach Saint-Geran gleichmüthig. „Bis jetzt geht Alles ganz günstig! Nun wollen wir auch diesen auskleiden. Chevalier, ich avancire zum Lieutenant der Nationalgarde und nehme dessen Mantel, Degen und Dreispitz. Sie nehmen das da und werden Nationalgardist. Es sind freilich Blutflecken auf den Mänteln — das ist unangenehm — aber man wird sie in der Dunkelheit nicht sehen, oder der Regen wird sie wegwaschen. Dann nehmen wir den Grafen in die Mitte und dienen ihm unter irgend welchem Vorwand als Sicherheitsgeleite. Schade daß wir keine rothe Schärpe haben, sonst könnten wir ihn für einen Regierungskommissär ausgeben."

Die Anderen fanden diese Anordnung recht zweckmäßig und nach wenigen Minuten war die Verkleidung bewerkstelligt. Luynes und Chavigny überließen sich unbedingt der Leitung des sonderbaren jungen Helden, der so viel Energie, Geschicklichkeit und Muth bewies.

„Ist das gute Glück uns ferner günstig," meinte der Chevalier, „so haben wir zwei Stunden Vorsprung. Wird aber der Offizier vermißt und nach ihm geforscht, dann haben wir schon nach kürzerer Zeit die Verfolger auf den Fersen."

Die Drei schlichen vorsichtig unter Büschen und Bäumen bis zur niedrigen Gartenmauer, überstiegen dieselbe und befanden sich gleich darauf in der öden, menschenleeren Straße Fontaine. Von da gelangten sie in die lange Templestraße. Auch diese war menschenleer, was ja auch nicht zum Verwundern war bei dem schlimmen Wetter um halb ein Uhr Nachts.

Endlich kam ihnen eine Patrouille in den Weg, deren Anführer sich nach ihnen umsah. Der verkleidete Marquis grüßte höflich mit dem Degen und rief: „Es lebe die Republik!"

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" antwortete der Patrouillenführer nach dem republikanischen Katechismus und maschirte weiter mit seinem Trupp, ohne Fragen zu stellen, wahrscheinlich, um rasch unter das schützende Dach der Wachtstube zu kommen.

Darauf gelangten sie in die Vorstadt bis nahe zur Barrière der Courtille. Hier war die Gefahr sehr groß. Mehrere Schildwachen schritten da auf und nieder unter einem schützenden Vordach.

„Halt!" rief ein Soldat. „Man passirt nicht so ohne Weiteres bei Nachtzeit!"

„Man passirt doch!" rief der Marquis dreist. „Wir geleiten diesen Bürger auf Befehl der Regierung."

„Sergeant!" rief die Schildwache.

Ein Sergeant der Nationalgarde kam zum Vorschein, und Saint-Geran wiederholte seine Angabe.

„Wohin?" fragte der Sergeant. „Das muß rapportirt werden."

„In geheimer Mission," versetzte der unerschütterliche Marquis. „Es ist also verboten, darnach zu fragen."

„Ihr habt doch einen Passirschein, Bürger Lieutenant?"

„Ganz gewiß, Bürger Sergeant."

Jetzt wußte Saint-Geran eigentlich keinen Rath mehr, doch der Zufall kam ihm zu Hilfe. Er steckte geschäftig seine Hand unter den Mantel und that so, als ob er in der Tasche suche, um Zeit zu gewinnen, über ein Auskunftsmittel nachzusinnen. Da fühlte er ein zusammengefaltetes Papier. Er zog es hervor und faltete es auseinander.

Es war irgend ein amtliches Schriftstück, gestempelt und mit einer Unterschrift versehen. Kaltblütig reichte er es dem Sergeanten hin. Dieser warf einen Blick auf die Unterschrift und sagte mit Befriedigung: „Ah — von dem Volksvertreter Lebon unterzeichnet."

Dann, ohne das Papier weiter anzusehen, gab er es zurück und rief: „Passirt!"

Die Flüchtlinge passirten nun ungehindert die Barrière.

„So," sagte der Marquis, nachdem sie eine Zeit lang schweigend weiter geschritten waren „jetzt sind wir also draußen. Der Volksvertreter Lebon wird sich morgen wundern, wenn er diesen schönen Streich erfährt. Aber was nun? Sollen wir uns trennen, oder noch ferner zusammen bleiben? Die Gendarmen der Republik werden bald hinter uns her sein und die ganze Gegend absuchen. Unsere Verkleidung nützt nichts mehr, sondern ist sogar gefährlich."

„Ich bleibe bei Ihnen, Marquis," sagte Luynes entschlossen.

„Wohin sollen wir flüchten?" fragte Chavigny.

„Nach dem Gehölze von Romainville. Dort müssen wir für den nächsten Tag ein Versteck suchen."

„Wir sind hier nahe bei Bagnolet," sagte Chavigny. „Dort kenne ich einen Mann, einen früheren Pächter des Prinzen von Condé. Ich habe ihm viel Gutes gethan, es verhindert, daß er wegen dummer Streiche aus der Pacht gejagt wurde. Der Mann wird uns aufnehmen, uns verbergen, bis die größte Gefahr vorüber ist."

„Hm," brummte Saint-Geran, „ich traue den ehemaligen Pächtern, die jetzt Herren geworden sind, nicht besonders."

„Ich auch nicht," sagte der Chevalier, „denn ich habe selbst die Undankbarkeit meiner Pächter gründlich erfahren."

„So Tage und Nächte lang mich umherhetzen zu lassen, das halte ich nicht aus," behauptete Chavigny. „Ich werde mich daher meinem früheren Schützling anvertrauen."

„Thun sie es, Graf! Mag ja sein, daß Sie sich nicht täuschen. Jeder muß nach seiner besten Einsicht handeln."

Bald kamen sie an einen Feldweg, der nach Bagnolet abzweigt. Hier nahm Chavigny von den Gefährten Abschied und eilte nach dem Dorfe. Saint-Geran und Luynes dagegen erreichten das Gehölz von Romainville und suchten darin einen Schlupfwinkel. In der nächstfolgender Nacht wollten sie in den Wald von Bondy zu gelangen suchen.

2.

Am andern Morgen strahlte die Sonne licht und warm am wolkenlosen Himmel. Nun konnten die Flüchtlinge doch ihre Kleider trocknen. Hundegebell schallte zu ihnen herüber und vertrieb sie aus ihrem Schlupfwinkel; sie drangen tiefer in's Gehölz und blieben da bis zum späten Nachmittag. Nun begann sie aber der Hunger zu plagen, und sie wußten nicht, wie sie ihn stillen sollten.

„Der Hunger tödtet zuletzt ebensowohl wie die Guillotine," sagte der Marquis. „Kommen Sie also, Chevalier, wir wollen Nahrung suchen in irgend einem Obstgarten, deren ja so viele in der Gegend von Romainville vorhanden sind."

Vorsichtig um sich spähend schritten sie unter den Bäumen dahin. Die Nationalgardistenmäntel, Dreispitzhüte und die Waffen, die ihnen jetzt nur hinderlich waren, hatten sie weggeworfen.

Am Rande des Gehölzes angekommen, erschauten sie ein Landhäuschen in einem mit Obstbäumen reich versehenen Garten an einem kleinen See.

Vom Ufer war eine schmale Holzbrücke in letzteren hinausgebaut, wo Boote anlegen konnten. Auf dieser Brücke stand ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren und blickte in's Wasser nach den Fischen. In ihrer Nähe lief ein weißes Hündchen umher. Im Garten saß eine junge Dame, die eifrig mit Nähen beschäftigt war. Die Landstraße, welche an Haus, Garten und See vorbeiführte, war verödet, nichts Verdächtiges zu sehen.

„Ich bin gerade kein sonderlicher Freund von solchen Vegetabilien, die eigentlich nur gut zum Dessert sind," sagte der Marquis; „aber in der Noth frißt bekanntlich selbst der Teufel Fliegen. Chevalier, dort gibt's Aepfel und Birnen in Fülle."

„Sollen wir die Frau darum bitten?"

„Das dürfen wir nicht wagen. Diese Bürgerin trägt ein rothes Tuch um den Nacken und scheint also Patriotin zu sein; sie würde uns vielleicht verrathen. Chevalier, halten Sie Wache hier. Damit Sie nicht mit Ihrem zarten Gewissen in Konflikt gerathen, will ich für uns Beide die Früchte aus diesem Paradiese stehlen."

Während dieser Worte hatte sich aber die Scene plötzlich verändert. Das kleine Mädchen hatte sich zu weit übergebeugt und war in's Wasser gefallen. Aengstlich bellte und heulte das Hündchen. Die Dame fuhr jäh vom Sessel auf und lief händeringend zur Brücke.

„Mag darnach kommen, was da will, ich will dieses Kind nicht ertrinken lassen!" rief entschlossen der Marquis.

Und gefolgt vom Chevalier rannte er über den Weg, sprang über's Gartengitter und lief zum Ufer, auf die Brücke hinaus, an der jammernden und hilfeschreienden Frau vorbei, Er stürzte sich in's Wasser, schwamm hinaus und ergriff das Kind bei den Locken, gerade im verhängnißvollen Augenblick, als die Tiefe es zu verschlingen drohte. Wenige Minuten später legte er das gerettete Kind in die Arme der Mutter.

„Bürgerin," sagte er, „da ist die Kleine, die sich wohl hoffentlich bald wieder erholen wird. Da das Wasser nicht kalt ist, kann das Bad ihr nicht schaden."

„Guter Bürger," stammelte die Frau, „wie soll ich Euch danken?"

Unter ihren Liebkosungen kam das kleine Mädchen rasch zur Besinnung und starrte mit großen Augen um sich.

„O Hortense, mein süßer Liebling, ich hatte Dir doch streng verboten, auf die Brücke zu laufen! Du wärest ertrunken, wenn dieser gute Herr Dich nicht gerettet hätte!"

„Bürgerin," sagte der Marquis, „könnt Ihr uns ein Abendessen geben? Wir haben seit gestern Abend nichts gegessen?"

„Gewiß, mein Herr! Habt die Güte, mir mit Eurem Gefährten zu folgen! Ich werde Euch das Beste geben, was ich im Hause habe."

Saint-Geran, entschlossen, aus der Sachlage den möglichsten Vortheil zu ziehen, fuhr fort: „Bürgerin, ich muß es Euch sagen, wir sind Flüchtlinge aus Paris."

„Das vermuthete ich schon. Es werden in der That, wie ich heute Mittag hörte, drei Flüchtlinge in der Gegend gesucht, Aristokraten, die aus den Madelonettes entflohen sind."

„Zwei davon sind wir."

„Ich würde Euch sonst nicht beschützen können und dürfen, schon der Stellung meines Mannes wegen nicht. Aber Ihr seid der Retter meines geliebten Kindes, und deshalb seid Ihr und Euer Freund mir heilig. Eine alte treue Magd will ich in's Vertrauen ziehen, die ist zuverlässig und verräth Euch nicht. Kommt also sorglos in mein Haus!"

„Wenn aber Gendarmen kämen und Nachforschungen im Hause anstellen wollten?"

„Das geschieht nicht, Bürger. An diesem Hause geht die Polizei vorüber."

„Und Euer Mann, von dessen Stellung Ihr eben spracht? Wo und was ist er?"

Die Frau zögerte, erst nach einigen Sekunden sprach sie: „Er wird es Euch selbst sagen, Bürger, sobald er hier ankommt, was bald geschehen wird."

„Was denken Sie davon, Chevalier?" fragte Saint-Geran.

„Wir müssen unbedingt den Schutz dieser Bürgerin annehmen und ihr vertrauen," versetzte Luynes.

„Es sei also!"

Und sie folgten der Frau, welche mit dem kleinen Mädchen vorausging, nach dem Hause. Es wurde ihnen ein Zimmer angewiesen, und der Marquis erhielt trockene Kleidung. Gleich darauf brachte man ihnen auch, was nur Speisekammer und Keller hergaben.

Während die halbverhungerten Flüchtlinge noch mit Essen beschäftigt waren, hörten sie draußen die tiefe Stimme eines Mannes. Gleich darauf trat er in's Zimmer. Es war eine starke, untersetzt gebaute Gestalt mit brutalem Gesicht, offenbar ein Mann von festen Nerven und Muskeln.

„Meine Frau hat mir Alles gesagt, was hier geschehen ist," begann er. „Ihr seid Aristokraten, der Guillotine schon verfallen und habt euch geflüchtet. Und mein Kind habt ihr gerettet, dafür bin ich euch Dank schuldig. Nun, ich will sehen, was ich für euch thun kann."

„Wen haben wir die Ehre zu sehen, Bürger?" fragte Saint-Geran höflich.

„Ich bin Derjenige, welchen das Volk ‚Monsieur de Paris' nennt."

So unerschrocken der Marquis war, jetzt erbleichte er doch.

„Wie?" stammelte er. „Ist's möglich!"

„Ja, ich bin Samson, der Henker von Paris. Wäret ihr nicht entwichen, so hätte ich euch heute geköpft, wie so viele Andere, wie auch euren Fluchtgenossen, den Grafen Chavigny."

„Chavigny todt?"

„Ja. Er hatte sich einem Manne in Bagnolet anvertraut, der ihn sogleich verrieth. Noch zur rechten Zeit wurde er in Paris eingeliefert, um mit den anderen Verurtheilten den verhängnißvollen Karren zu besteigen."

„Ich habe große Lust, nach Bagnolet zu eilen, um dem elenden Schuft den Hals umzudrehen!" rief der Marquis entrüstet.

„Laßt das lieber bleiben, Bürger," sagte Samson. „Es würde Euer Verderben sein. Denkt lieber an Eure Sicherheit! Gibt es einen Ort an der Grenze, von dem aus Ihr in's Ausland zu entkommen hoffen dürft?"

„In Calais habe ich treue ergebene Freunde, die mich und meinen Gefährten nach England schaffen können," sagte Luynes. „In England habe ich mein Vermögen zum größten Theil rechtzeitig untergebracht."

„Wohl denn, so will ich euch sicher nach Calais schaffen, doch unbedingt müßt ihr meine Anordnungen befolgen."

„Das wollen wir, Bürger Samson!"

„Es ist Bedingung, daß ihr nach eurer Ankunft in England über die Art und Weise eures Entkommens aus Frankreich tiefes Schweigen beobachtet, denn sollte der Beistand, den ich euch leiste, bekannt werden, so müßte ich selbst mein Haupt unter das Fallbeil legen."

„Tiefes Schweigen geloben wir, Bürger Samson!"

„Wohl, so hört! Ihr verwandelt euch in Scharfrichtergehilfen . . ."

Die beiden Flüchtlinge erbleichten, selbst der unerschrockene Saint-Geran verrieth Unschlüssigkeit. Beide schwiegen.

„Wollt ihr euer Leben retten, so thut, was ich euch sage!" fuhr der Henker fort. „Auf andere Weise kommt ihr nicht durch die hundert Gendarmen, welche euch suchen. Als verkleidete Scharfrichtergehilfen aber gelangt ihr unbehelligt nach Calais."

„Sei es denn!" sprach Saint-Geran.

„Ich gebe euch die nöthigen Kleider, Blusen, rothe Mützen. Pierre Durand und Jean Petit, so heißt ihr fortan. Als Legitimation gebe ich euch ein offenes Schreiben, versehen mit meinem amtlichen Stempel, an meinen Kollegen, den Henker Leblanc zu Calais, wodurch ich euch ihm empfehle zur Anstellung und Beschäftigung. Auch in Calais gibt's jetzt viel Arbeit. Nahebei wohnt ein Karrenfuhrmann, den ich kenne; er soll euch nach Calais befördern. Der Mann ist einfältig und wird euch ohne Weiteres für das halten, wofür ich euch ausgebe. Ueberdies ist er taub, ihr könnt also während der Reise euch ungenirt unterhalten."

„Wir — wir nehmen Euer Anerbieten an, Bürger Samson," stotterte Luynes, der sich noch immer nicht recht in seine Lage finden konnte, „und sagen euch unseren Dank."

Der Scharfrichter nickte kurz.

„Morgen Früh will ich das Nöthige gleich besorgen. Diese Nacht schlaft unter meinem Dache, so gut ihr es vermögt. Es soll euch an nichts fehlen."

Der Scharfrichter verließ das Zimmer und die Flüchtlinge legten sich zur Ruhe.

Am andern Morgen verkleideten sich Saint-Geran und Luynes mit Hilfe Samson's. Ihre Haare und Schnurrbärte machten sie möglichst struppig, um sich wilde Physiognomien zu verleihen und wie echte Scharfrichtergehilfen auszusehen. Nachdem Samson sie dann noch gehörig instruirt und ihnen die erwähnte schriftliche Legitimation gegeben, führte er die Beiden zu dem benachbarten Fuhrmann, der vor seinen

kleinen Korbwagen bereits ein starkes Pferd gespannt hatte. Dann fuhren sie ab, nordwärts, die Landstraße nach Calais.

Unterwegs wurden sie mehrmals von Gendarmen und Nationalgardisten angehalten; doch genügte ihre Legitimation vollkommen und erregte durchaus keinen Verdacht. Man betrachtete sie mit einiger Scheu und ließ sie ziehen.

Wohlbehalten langten sie in Calais an. Dort wußte Luynes sich mit seinen Freunden in Verbindung zu setzen, die ihn und den Marquis heimlich mit einem zuverlässigen Schmuggler, der dafür reich belohnt wurde, nach England schafften.

Dort blieben sie mehrere Jahre. Erst zur Zeit des Kaiserreichs kehrten sie in ihr Vaterland zurück.

Mannigfaltiges.

(Nachdr. verboten.)

Was kostet die Berühmtheit? — Der bekannte Schauspieler Theodor Döring ging einst in Berlin Unter den Linden spazieren. Eine prachtvolle Melone, die er in einer der dortigen Obstbuden sieht, erregt seine Kauflust, und er fragt nach dem Preis.

„Diese Melone kostet zwei Thaler."

„Was, eine Melone zwei Thaler? Wie theuer!" ruft Döring erstaunt.

„Zwei Thaler ist gar nicht zu viel," erwiedert die Händlerin. „Für einen so berühmten Künstler, wie Sie, ist doch nur das Beste gut genug."

„Berühmter Künstler? Kennen Sie mich denn?"

„Aber ich bitte Sie, ich sollte unseren Döring nicht kennen!"

Die Mienen des Künstlers erhellten sich. „Schlagen Sie mir diese Melone ein!" sagte er, legt zwei Thaler auf das Zahlbrett und entfernte sich.

Gleich darauf begegnete ihm der Komiker Rudolph Haase, der spätere Begründer der bekannten Weißbierstube, damals aber noch durch seine prachtvolle Verkörperung des Berlinerthums erste Zugkraft Deichmann's in der Schumannstraße.

„Ach, sieh da, guten Tag, lieber Haase!" redete ihn der königliche Hofschauspieler an. „Woher des Weges? Kommen Sie ein wenig mit mir!" Mit diesen Worten legte Döring kollegialisch seinen Arm in den Haase's, und dieser willigte ein, ein wenig mit ihm weiter zu schlendern. „Ich habe mir da soeben," fährt Döring plaudernd fort, „eine Melone gekauft und dabei eine mir sehr schmeichelhafte Beobachtung gemacht. Sehen Sie, lieber Haase, populär muß der Künstler sein. Popularität sei das erste Ziel jedes wahren Künstlers. Alles Lob der Kritik kann ihm Popularität nicht ersetzen, und ich, lieber Freund, besitze sie. Hören Sie!" Und so erzählte er den Vorgang in der Obstbude.

„Was haben Sie für das Ding bezahlt?" rief da Haase. „Zwei Thaler? Is'n bisken ville Jeld, aber't schad't nischt. Haben ja davor noch 'was Schönes erlebt."

Sie brechen vom Thema ab und gehen weiter. Da bleibt Haase plötzlich stehen.

„Was gibts?" fragte Döring.

„Jetzt passen Sie auf!" ruft Haase ihm leise zu und legt mit diesen Worten einem Berliner Bummler, welcher eben die Anschlagsäule studirt, die Hand auf die Schulter. Der Bursche dreht sich um und ruft ärgerlich: „Nanu, wat is los?"

„Aujust," antwortete Haase, „kennst Du mir?"

„Wat, ick soll Knubben*) nich kennen?"

„Da, Aujust, hast 'nen Silberjroschen! — Sehen Sie, lieber Kollege," wendete sich nun der Komiker an Döring, „Sie haben ganz recht, Popularität ist für 'nen Künstler die Hauptsache. Wir sind Beide populär — ich bin populär für 'nen Silbergroschen und Sie sind populär für zwei Thaler. Na, lassen Sie sich die Melone gut schmecken! Adieu!"

Döring machte gute Miene zum bösen Spiel und erzählte noch am gleichen Abend die Geschichte an seinem Stammtische in der Weinstube von Lutter & Wegner. [C. T.]

*) Knubbe hieß ein an ewigen Zahnschmerzen leidender Schlossergeselle in der früher sehr beliebten Posse „Die Maschinenbauer", eine Figur, die durch Haase's Verkörperung Berliner Lokalberühmtheit erlangte.

Merkwürdige Rettung. — Als der französische Dichter Chateaubriand, aus den amerikanischen Urwäldern kommend, in welchen er den Stoff zu seinen Dichtungen gesammelt, sich dem Korps angeschlossen hatte, welches im Jahre 1792 die ausgewanderten französischen Prinzen gebildet, erhielt er während eines Gefechtes einen Schuß in den Rücken. Die Kugel würde ihm unbedingt den Tod gebracht haben, wenn sie ihr Ziel erreicht hätte. Sie schlug indeß in den Tornister, und in diesem befand sich das aus mehr als tausend Blättern bestehende, zu einem dicken Packet verschnürte Manuskript seiner „Atala", der herrlichen, heute noch hochgeschätzten Dichtung. Chateaubriand schrieb mit fast halbzölligen Buchstaben und verbrauchte daher viel Papier, in diesem blieb die Kugel stecken und hinderte auf diese Weise, daß der Dichter irgendwelche Verletzung erhielt. Ja, er wußte nicht einmal, daß eine Kugel ihn getroffen, sondern vermuthete anfangs nur, daß er durch eine ungeschickte Bewegung seines Hintermannes einen Stoß in den Rücken erhalten hätte. Erst als einige Stunden später die Truppe eine kurze Rast machte, und der Dichter, seinen Tornister öffnend, um einige Verse niederzuschreiben, die Kugel in seinem Manuskripte fand, vermochte er sich die Ursache des „heftigen Rucks" zu erklären. Zu seinen Waffengefährten aber äußerte er: „Komme es, wie es wolle, so wird diese Dichtung ihren Weg machen; denn Gott selbst hat sie gezeichnet!" Und sein Vertrauen sollte sich bewahrheiten; denn „Atala" zählt mit zu dem Besten, was der Dichter geleistet, und zu den schönsten Perlen der Dichtkunst überhaupt. [Hm.]

Ein leidenschaftlicher Jäger. — Auf dem Grabstein eines mecklenburgischen Edelmannes findet sich nachstehende Inschrift:

„Ich harr' der Auferstehung hier;
Doch sollt' es, ach! in jenem Leben
Nicht Hirsche, Sau'n und Hasen geben,
So laßt mich ruh'n: Was wollt ihr dann mit mir?"

[v. d. S.]

Kurios. — Wenn die Deutschen im Konzert oder Theater sitzen und es gefällt ihnen eine Nummer so recht ausnehmend, so rufen sie „da capo", und das ist italienisch. Die Franzosen bedienen sich im gleichen Falle des Lateinischen, indem sie „bis" rufen, während die Engländer das französische „encore" brauchen. — Ihre Wärme- oder Kältegrade berechnen die Deutschen nach Réaumur, einem Franzosen, die Engländer nach Celsius, einem Schweden, und die Franzosen nach Fahrenheit, einem Deutschen. [Hft.]

Garnelenfänger.

Der Garnelenfang.

(Mit Abbildung.)

Die flachen Küsten der Nordsee und Englands sind ein Lieblingsaufenthalt der Garnelen, Garnaten oder Granaten — kleiner walzenförmiger Krebschen, welche in gekochtem Zustande, mit Essig und Oel angemacht, eine delikate Zuspeise liefern. An den Nordseeküsten fängt man sie, wie auf unserer Abbildung zu sehen, in Reusen, die man, mit einem todten Fisch oder einem Stückchen Fleisch beködert, in den Sand oder Schlick legt, oder mit Scharrnetzen, welche vorn mit einem Stück Eisenblech versehen sind und von den Fischern vor sich hin durch den Sand geschoben werden. Auf diese Art kann ein einzelner Mann zuweilen in einem Tage hundert Pfund und mehr fangen, welche dann möglichst frisch und noch lebend zu Markte gebracht werden müssen. An der englischen Küste fängt man die Garnelen mit großen Schleppnetzen.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 18:

Zwischen zu viel und zu wenig liegt das rechte Maß.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 ein jüngst verstorbener deutscher Dichter.
2. 6 9. 7. 4. 5 eine afrikanische Hafenstadt.
3. 2. 5. 7. 4 ein weiblicher Vorname.
4. 8. 9. 4 6 ein überirdisches Wesen.
5. 4. 7. 9. 4. 8 eine Tanzmelodie.
6. 4. 3. 3. 7. 8. 9 ein Säugethier.
7. 6. 6. 4. 5 ein Nebenfluß der Donau.
8. 4. 9. 4. 5 ein Volksstamm.
9. 5. 2. 3. 3 ein Gewicht. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Charade. (Zweisilbig.)

Wer meine zweite Silbe hat,
Steht fest in allen Lebenslagen.
Mag von Statur er auch die erste sein —
Doch wird er kämpfen, ringen, wagen,
Und bleibt die Zweite nur sein eigen,
Wird er sich meinem ganzen Wort
Auf immer überlegen zeigen. [Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösungen von Nr. 18:

des Homonyms: Fuchs; des Kapsel-Räthsels: Geibel — Giebel.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.